

PREDIGT ZU APOSTELGESCHICHTE 2, 41-47

- Wermelskirchen-Hünger, 10. Juli 2016 (7. Sonntag nach Trinitatis) -

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“

Liebe Gemeinde,

Nachdem es in der vergangenen Woche um das Leben aus der Taufe ging, also um die individuelle Bedeutung des Glaubens, besinnen wir uns heute auf die eine andere wichtige Dimension: Die Gemeinschaft. Christsein, Glaube, ist nämlich nicht nur etwas zwischen mir und Gott, sondern verändert auch mein Verhältnis zu den Mitmenschen, ja: Der Glaube schenkt eine ganz neue Form des Miteinanders, eine ganz neue Gemeinschaft unter den Menschen. Wir reden also von der Gemeinde, von der Kirche als ‚Geschöpf des Geistes‘, als nicht einfach von Menschen gemachte Gemeinschaft. Wir hören den Predigttext des heutigen Sonntags aus Apostelgeschichte 2, 42-47:

„Sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet. Es kam aber Furcht über alle Seelen und es geschahen auch viele Wunder und Zeichen durch die Apostel. Alle aber, die gläubig geworden waren, waren beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam. Sie verkauften Güter und Habe und teilten sie aus unter alle, je nachdem es einer nötig hatte.“

Und sie waren täglich einmütig beieinander im Tempel und brachen das Brot hier und dort in den Häusern, hielten die Mahlzeiten mit Freude und lauterem Herzen und lobten Gott und fanden Wohlwollen beim ganzen Volk. Der Herr aber fügte täglich zur Gemeinde hinzu, die gerettet wurden.“

Was wir hier hören, ist, in einer Nussschale, alles, was es zu einer christlichen Gemeinde braucht; alles, was der Leib Christi nötig hat. Nicht mehr und nicht weniger. So einfach könnte es also sein, das Leben in der Gemeinde. Freilich: Wie höre ich selbst diese Worte? Freudig, weil ich unsere Gemeinde darin wiedererkenne? Ängstlich, weil ich fürchte, wir können diesem Ideal kaum gerecht werden? Ermutigt, weil ich darin das Ideal sehe, dem wir nachzueifern haben? Oder wehmütig, weil mir bewusst wird, dass wir eben nicht mehr in den Zeiten der „ersten Liebe“

leben, in denen alles noch so einfach und selbstverständlich war?

Da ist es ganz gut, sich erst mal klar zu machen, dass schon Lukas dieses Bild der goldenen Anfänge in einer Zeit schreibt, als die Wirklichkeit längst anders aussah! Wenn wir verfolgen, wie es in der Apostelgeschichte weiter geht, und etwa die Briefe des Apostel Paulus hinzunehmen, dann wird schnell klar, dass es recht bald vorbei war mit der geschilderten Harmonie und Einmütigkeit. Sehr menschlich und durchaus nicht in göttlicher Harmonie ging es offenbar schon bald weiter, und Konflikte und Streitigkeiten prägten das Leben der ersten Christen nicht weniger als das der späteren Kirchengeschichte bis auf unsere Zeit. Und alle ökumenischen Fortschritte können nicht überdecken, dass es bisweilen noch gravierende Unterschiede und damit auch Trennungslinien und –gründe gibt (Frauenordination; Umgang mit Homosexualität – wir sind eben auch Teil der ‚Welt‘!).

Fragen wir: Warum malt Lukas dieses Bild ungetrübter Einheit und Eindeutigkeit? Sicher nicht, um wehmütig auf die verlorengegangene Zeit zurückzublicken. Ich stelle mir eher vor, dass er der Kirche zu allen Zeiten damit vor Augen führen will, an welchem Ideal sie sich zu orientieren hat, woran sie sich immer wieder ausrichten soll, um ihren Anfängen und ihrem Auftrag gerecht zu bleiben. Dann gilt also: Wenn wir dieses Bild vor Augen oder auch im Herzen haben, das Bild, wie Gemeinde Jesu sein könnte, sein sollte, dann haben wir ein klares Ziel vor Augen, aber eben auch die Hoffnung, dass es sich lohnt, diesem Ideal nachzugehen. Wenn wir das Bild bewahren, das Lukas uns mit auf den langen Weg gegeben hat, wenn wir die Farben sozusagen ab und zu wieder auffrischen, dann sagen wir damit nicht wehmütig: „Es war einmal...“, sondern bekennen: „So könnte es sein, ja, so soll es wieder werden!“

„So könnte es sein“ – schauen wir genauer hin, was denn das Wesen christlicher Gemeinde ist, was Gemeinde in der Nachfolge Jesu auszeichnet. Beginnen wir, sinnvollerweise, mit der Grundlage. „*Sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet*“. Vier Wesensmerkmale christlicher Gemeinde

werden hier genannt, und mir scheint, wenn wir uns an ihnen orientieren, können wir nicht ganz falsch gehen.

Die *„Lehre der Apostel“*: Das meinte zu Lukas' Zeiten natürlich noch ganz wörtlich das, was die Apostel, die Augenzeugen Jesu, von ihm erzählten und weitergaben. Sie, die den Herrn selbst noch gesehen hatten, von ihm beauftragt worden waren, sie waren für die Gemeinde die erste und wichtigste Autorität, um auf dem richtigen Weg zu bleiben. Sie hatten zu ermahnen und zu korrigieren, hatten die Botschaft angemessen zu verkündigen und für ihre Weitergabe zu sorgen.

Wir sehen dann bereits im Neuen Testament – etwa in den Paulusbriefen – wie diese Botschaft sich langsam von den Personen lösen konnte und in schriftlicher Form aufbewahrt wurde. Mit der Ausbreitung der Botschaft und der Zunahme christlicher Gemeinden ging das ja auch gar nicht anders, aber immer wurde dabei die Bindung an das Original, die ursprüngliche Botschaft festgehalten. So entstand schließlich das, was heute unsere Bibel ist: die Bibel der ersten Christen, unser Altes Testament, und dazu das Neue Testament, die Botschaft von Jesus Christus als Auslegung und Erfüllung der Verheißungen Gottes in den Schriften Israels. Festhalten an der Lehre der Apostel kann für uns also nichts anderes heißen, als Festhalten an der Bibel als der schriftgewordenen Verkündigung von Jesus Christus, dem Wort Gottes – aber in einer reformatorischen Kirche sollte das ja eigentlich selbstverständlich sein, oder?

Dass das einfache „es steht geschrieben“ leider nicht alle Probleme schnell und einfach löst, das wissen wir wohl alle. Aber ich bin überzeugt, dass eine Kirche, die nicht ablässt vom Wort Gottes und die darum ringt, es immer besser zu verstehen, nicht ganz in die Irre gehen kann und grundsätzlich auf dem richtigen Weg ist, auch wenn es auf diesem Weg manchmal recht holperig zugeht.

„*Sie blieben beständig in der Gemeinschaft*“: Christsein gibt es nicht als Privatvergnügen und war auch nie als solches gedacht. Sicher, es beginnt damit und ist grundlegend, dass ich mir über meine Beziehung zu Gott im Klaren bin. Damit beginnt es, aber damit hört es nicht auf. Christsein ist die Berufung und Aufnahme in den größeren Leib Christi; deswegen taufen wir z.B. nicht als Privatangelegenheit, sondern in die Ge-

meinde der Christen hinein; deswegen konfirmieren wir als Gemeinde und in die Gemeinde hinein. Vielleicht kann man sagen: In der Gemeinde verwirklicht sich idealerweise, wozu der Mensch von Grund auf angelegt ist: zur Gemeinschaft mit anderen Menschen. Ohne die Beziehung zu anderen Menschen fehlt meinem Menschsein etwas, und in der Gemeinde erfahre ich das Beglückende und Bereichernde der Gemeinschaft. Sicher, für jeden gilt da ein etwas anderes Maß, nicht jede braucht die gleiche Menge und Intensität an Gemeinschaft. Ich weiß, wovon ich rede, in mancher Hinsicht bin selbst manchmal eher Einzelkämpfer; ich muss nicht ständig andere um mich herum haben. Aber gerade deshalb bin ich froh über die Menschen, die Gott mir in der Gemeinde zur Seite stellt, über die Hilfe und Begleitung, die ich erfahre, über die Korrektur, die ich dringend brauche, bin ich froh über jeden und jede, die mit mir auf dem Weg sind.

Natürlich ist es in der Gemeinde wie in der Ehe: Je besser man einander kennt, desto mehr sehe ich auch die Fehler und Schwächen der anderen. Aber die Antwort darauf kann nicht heißen: Rückzug aus der Gemeinschaft, sondern nur: Klärung, Aussprache und Suche nach besserem Verständnis. Es ist leicht, aufzuzählen, was alles nicht in Ordnung ist – auch in unserer Gemeinde, in jeder Gemeinde. Aber wann war ich eigentlich das letzte Mal dankbar für die Gemeinschaft, in die Gott mich geführt hat, die Gemeinschaft am Leib Christi? Ich meine, wir haben hier allen Grund zur Dankbarkeit, wir müssen vielleicht nur von Zeit zu Zeit wieder bewusst „danke“ sagen für die Schwester, für den Bruder, der oder die mir zur Seite gestellt ist.

Drittens das *„Brotbrechen“*. Ziemlich sicher meint Lukas damit die regelmäßige, freudige Feier des Abendmahls. Die war in den frühen Zeiten der Höhepunkt der christlichen Versammlung und sollte es – zumindest ihrem Wesen nach – auch immer sein. Selbst wenn wir sie heutzutage nicht in jedem Gottesdienst feiern. Da haben unsere katholischen Geschwister im Prinzip ein ganz gutes Gespür: Eine vollwertige Messe beinhaltet die Feier der Eucharistie (Danksagung!). Hier, im Abendmahl, werden wir immer wieder zu Christus geführt werden, oder besser: Wir hören immer wieder, dass Christus in Brot und Wein zu uns kommt, sich uns schenkt und den Bund erneuert und bekräftigt, in den wir hineingenommen sind. Die Gemeinschaft mit Christus suchen und er-

neuern – darum geht es in diesem dritten We-senszug christlicher Gemeinde, die freudige Ge-meinschaft am Tisch des Herrn. Und auch für dieses Geschenk können wir gar nicht dankbar genug sein.

Und schließlich ist da das *Gebet*. Über die ers-ten drei Punkte hinaus kommt hier noch etwas ganz zentrales und wichtiges zu Wort: Was ist Gebet? Im Gebet geht es nicht in erster Linie darum, dass ich Gott auf meine Wellenlänge bringe, weil ich nämlich etwas von ihm will, sondern dass ich mich auf Gottes Wellenlänge bringen lasse, dass ich mich in den Willen Gottes einstimme. Und das gilt für den Einzelnen wie für die Gemeinde! „Dein Wille geschehe“: damit be-ginnt und endet – ausgesprochen oder unausge-sprochen – jedes Gebet, das ernsthaft mit Gott rechnet. Solches Gebet, kindlich, vertrauensvoll, glaubend, darf mit dem höchsten und größten rechnen: Dass Gott sich tatsächlich bewegen lässt und antwortet. Nicht immer sofort, vielleicht nicht immer so, wie gewünscht, aber so, dass ich auf einen guten Weg gebracht werde, als Einzel-ner wie als Gemeinde.

Wenn es dort stimmt, mit diesen vier Grund-lagen – an Gottes Wort bleiben, die Gemein-schaft halten, an Jesus bleiben und den Willen Gottes suchen – dann dürfen wir damit rechnen, dass auch die Konsequenzen, die Folgen sichtbar werden, von denen Lukas spricht:

Da ist zum einen die Außenwirkung, sozusa-gen als erste Folge: „*Sie fanden Wohlwollen beim gan-zen Volk. Der Herr aber fügte täglich zur Gemeinde hinzu, die gerettet wurden*“. Wenn Christen in der Stadt sind, dann kann das eigentlich nicht unbe-merkt bleiben, dann hat das Folgen, denn Gott verleugnet seine Gemeinde nicht. Bleiben wir den Grundlagen treu, dann werden wir auch die Fol-gen erleben, von denen Lukas spricht: Menschen werden erkennen, welcher Geist uns treibt, aus welcher Kraft wir leben, wir als Gemeinde, und werden aufmerksam werden.

Wichtige Reihenfolge: Das Wohlwollen ist Folge der Botschaft, nicht etwa umgekehrt! Nicht das Wohlwollen der Leute erschleichen (nach dem Mund reden, anbieten...), um sympathisch zu werden und sie dann – vielleicht – mit der Bot-schaft zu konfrontieren, sondern: Das Wort, die Botschaft verbreiten, und dann Gott wirken las-sen!

Das kann auch in der Konsequenz bedeuten: Gegen den Strich zu leben und die Außenseiter-rolle auf sich zu nehmen. Oder einen Standpunkt einnehmen, den niemand sonst einnehmen will. Das Entscheidende ist nicht, der möglichst posi-tive Eindruck, den wir abgeben wollen; das Ent-scheidende ist, dass Menschen hier, bei uns, fin-den, was sie zum Leben brauchen, was sie wirk-lich brauchen. Nicht, weil wir so tolle Gestalten wären, sondern weil hier, in der Gemeinde, das zu hören ist, was wirklich hörens-wert ist: Die Bot-schaft von der freien Gnade Gottes, die den Men-schen befreit von dem Zwang, um sich selbst zu kreisen, die frei macht von dem Versuch, das Le-ben mit Gewalt gelingen lassen zu wollen, die Botschaft, dass Gott uns längst angenommen hat, als wir noch gar nichts davon ahnten oder wissen wollten. Die Botschaft, kurz gesagt, von der Rechtfertigung und Gnade Gottes, die unsere Welt heute genauso dringend braucht wie zur Zeit des Lukas, wie sie nie überflüssig ist, weil sie alles ist, was man zum Leben – und zum Sterben – braucht. Bleiben wir bei den Grundlagen, werden wir auch die Folgen erleben – davon bin ich über-zeugt, weil Gott sich selbst treu bleibt.

Und endlich werden wir dann auch die andere Folge erleben, nämlich sozusagen die Innenseite, von der unser Wort spricht: „*Alle aber waren beiein-ander und hatten alle Dinge gemeinsam. Sie verkauften Güter und Habe und teilten sie aus unter alle, je nachdem es einer nötig hatte*.“ Das Erstaunliche an dieser Schilderung der Gemeindegewirklichkeit finde ich, wie selbstverständlich Lukas sie erzählt. Ohne weitere Erläuterungen, ohne ein Wort darüber, wer denn auf diese Idee kam, alles miteinander zu teilen, sagt er einfach: So war es – und: so könnte es sein. Aus freier Dankbarkeit für das große Ge-schenk, dass Gott mir gemacht hat, teile ich aus und teile mit, was ich habe, für die, die es brau-chen. Selbstverständliche Hilfsbereitschaft, Groß-zügigkeit im Anblick der Not des anderen – das ist die Folge ‚nach innen‘, die aus der Grundlage ungefragt und immer wieder überraschend er-wächst.

Wir tun das ja auch an vielen Stellen; ich ma-che da bisweilen ganz beschämende Erfahrungen (Spenden). Das ist großartig! Wichtig ist aber auch das andere: Zum Geben und Spenden gehört nämlich auch das Gegenstück, das in Anspruch nehmen und empfangen. „Je nachdem es einer nötig hatte.“ Manchmal bin ich es eben auch, der etwas braucht, der etwas nötig hat, der zu den

Empfängern gehört. Auch ganz materiell! Und da schließt sich dann der Kreis, und es zeigt sich, ob es mir der Botschaft von der Rechtfertigung aus Gnade wirklich ernst ist, oder ob es mir eine theologische Wahrheit bleibt, die mit meinem Leben sonst nichts zu tun hat. Was ich damit meine? Ich meine, dass zur christlichen Gemeinde und Gemeinschaft auch und besonders gehört, schwach und bedürftig sein zu dürfen und nicht den Starken spielen zu müssen, der keine Hilfe braucht. Hier zeigt sich, meine ich, ob ich die Botschaft von der Rechtfertigung wirklich ernst nehme und gelten lasse, wenn ich nämlich plötzlich zu denen gehöre, die nun Hilfe brauchen, in welcher Form auch immer. Oder ob ich es nicht ertragen kann, Schwäche zu zeigen und bedürftig zu sein. Sicher, das fällt niemandem leicht. Unser Wort ist ganz sicher auch keine Aufforderung, die Hände in den Schoß zu legen und sich von anderen durchfüttern zu lassen. Aber das ist ganz wichtig: Hier, in der Gemeinde, am Leib Christi, darf ich der Empfangende, der Hilfsbedürftige sein, der ich vor Gott ohnehin immer bin. Hier darf ich schwach sein – und mir scheint, dass uns das ganz besonders schwer fällt, weil es uns so sehr gegen den Strich geht, gegen unser Selbstbild, gegen das Bild, von dem wir gerne hätten, dass es die anderen sehen. Hier liegt aber gerade die große Gefahr, das Elend noch zu vergrößern, wenn ich die Botschaft von Gottes Gnade nur eben bis zur Kirchentür gelten lassen, aber keinesfalls bis zur eigenen Haustür. Auch hier gibt es immer wieder etwas zu lernen! Schwach sein zu dürfen, ist ein großes Wort. Schwach sein zu können ist in der Tat auch ein großes Geschenk, um das man manchmal bitten muss. Dieses Geschenk bietet Gott uns an. Und ich meine, es lohnt sich, dieses Angebot nicht zurückzuweisen, denn so erst wird das Bild vollständig, das Bild von der lebendigen Gemeinde, das Bild vom Leib Christi, das Lukas zu malen angefangen hat und das darauf wartet, dass wir an ihm weitermalen.

„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.“